



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Bannerherrn

anderen Chief, Ngamula mit Namen. Auch dort wurde ein Mann arg verwundet. Nun kam die ganze Sache zur Regierung, der Wahrsager wurde eingesperrt und der Chief Lebewu sowie der Chief Ngamula wurden vorgeladen und mit Geldstrafen belegt, die natürlich wieder die armen Untertanen zahlen mußten. Damit war die ganze Zauberei zu Ende.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

(Fortsetzung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Glücklicherweise hatte die würdige Matrone diese letzten Worte nicht gehört. Sie war, da sie den Anfang des Gespräches nicht verstand, hinweggeeilt und hatte den schönsten Humper aus Steingut mit zinnernem Deckel blank gepußt. Mit ihm trat sie nun Wolfgang, der sich eben entfernen wollte, entgegen. „So dürft Ihr mir nicht fort“, rief sie; „habt doch die Gewogenheit und erweist der Fischerstube die Ehre, ein Krüglein Most hier zu trinken. Weiß zwar wohl, die vornehmen jungen Leute gehen lieber in den Ochsen oder in den Schwan da drüben; aber Ihr werdet ja gleich sehen, daß sich unser Most gerade so gut trinkt, und dann geht es bei uns auch weit gemüthlicher her als anderswo, wo die gestrengen Herren vom Räte über jedes frohe Gesicht die Nase rümpfen. Ich meine hier beileibe nicht Euern Herrn Vater — ja, der läßt noch fünf gerade sein. Wenn nur alle so wären! Doch trete der junge Herr gefälligst ein; der Wunibald ist auch da, der früher beim gnädigen Herrn Vater Knecht war, ein grundbraver Kerl, schaut nur etwas gern ins Glas! Aber erzählen kann er Euch, daß einem die Haare zu Berge stehen; man könnte ihm die ganze Nacht zuhören.“

Mit solchen und ähnlichen Worten nötigte die redselige Wirtin den jungen Mann in die Wirtsstube hinein. Es war ein ziemlich niedriger, von schwerfälligen Bogen überwölbter Raum zu ebener Erde, der zugleich als Küche benutzt wurde. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, über dem an eisernem Hafen ein Kessel hing. Rund um den Herd saß etwa ein Duzend fröhlicher Brüder, meist junge Gesellen, um einen

Graubart, dessen verwettertes Gesicht auf den ersten Blick den alten Kriegsknecht erkennen ließ. Als Wolfgang eintrat, war er gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen, und alle hingen an seinem Munde.

„Von Kindesbeinen an war ich immer dabei, wo es blutige Köpfe gab; Gott verzeih' mir's, aber es liegt in meinen Knochen. Meine Mutter hat mir oft gesagt: „Wunibald, sie schlagen dir noch einmal den Schädel ein.“ He, ich habe ihn jetzt bald achtzig Jahre mit mir herumgetragen! Erst war ich in den Burgunderkriegen Anno 76 (1476) bei Murten — Donner und Doria, es war kein Kinderpiel! — und im Jahre darauf bei Nanzig, wo wir den Herzog Karl ein für allemal zur Ruhe legten. Sie haben seinen Leib erst lange nach der Schlacht gefunden. Dann kam ich gerade noch recht auf Fastnacht hier nach Zug, wo die verwegensten Gesellen aus der ganzen Schweiz beisammen waren, um am Zuge des „tollen Lebens“ teilzunehmen. Viele hundert lustige Brüder zogen wir aus und brandschakten auf eigene Faust das Waadtland und den Bischof von Genf. He, besseren Wein hab' ich mein Lebtag nicht getrunken! Drauf mußte ich meinem Vater zwölf langweilige Jahre im Handwerk helfen. Er war ein Rüfer, Gott steh' ihm bei! Deshalb trink' ich auch so gern; denk' immer, es sei vielleicht aus meines Vaters Fässern. — He, Lene, holt mir noch einen Schoppen; weiß Gott, das viele Reden macht einen so durstig wie den Fisch auf trockenem Sande!“

„Wunibald, Ihr wißt es, Ihr kriegt nichts mehr auf Borgs“, sagte die Wirtin.

„Na, Alte, ich krieg' ja morgen von meinem gestrengen Herrn den Wächterlohn.“

„Der ist Euch schon verrechnet“, war die unerbittliche Antwort.

„Nun, Frau Wirtin, holt ihm noch einen Schoppen auf meine Rechnung“, sagte Wolfgang.

„Gott lohne es Euch, wer Ihr auch seid“, rief der Alte, sich nach dem jungen Manne umsehend, der bisher ruhig den Reden des alten Kriegsgesellen zugehört hatte. „Was sehe ich? Ist das nicht der junge Herr Kolin?“ rief er. „Sut mir doch die Freude und setzt Euch etwas zu mir altem Kerl. He, ich hab' Euch ja als kleinen Buben auf meinen Knien geschaukelt, hab' ich nicht?“

Lachend setzte sich Wolfgang mit an den Herd. „Wenn Euch das eine Freude macht, will ich wohl ein Stündchen hier weilen; aber Ihr müßt in Euern Heldentaten fortfahren; ich weiß schon, es geht jetzt in den Schwabenkrieg.“

„Ja, ja, in den Schwabenkrieg — da bin ich was im Thurgau und Hegau herumgezogen und habe manch schönes Dorf in Flammen gesehen. Haha, wir haben sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt und den Schwäbischen Herren gezeigt, daß die Schweizer mehr können als Kuhmelken. Bei Dornach und am Schwaderloch bin ich mit dabei gewesen. Nachher litt es mich nicht mehr zu Hause; ich ließ mich vom Kardinal Schinner anwerben und hab' den ganzen Spektakel im Welschland gegen die Franzosen mitgemacht. He, ich war dabei, als der Ammann Schwarzmurer — er liegt jetzt auch schon droben bei Sankt Oswald — dem Herzog Sforza im Namen der Schweiz die Schlüssel Mailands überreichte. Und dabei hat er eine lateinische Rede getan, daß mir, obwohl ich keine Silbe davon verstand, doch die hellen Tränen in den Bart liefen, aus lauter Freud', daß wir Zuger, denen sie sonst immer die Rappen aufsehen, so grundgelehrte, weise und tapfere Männer haben. Anno 13 kämpfte ich bei Novara und Anno 15 bei Marignano. Das war eine grausige Schlacht! Als es lösging, hob unser alter Ammann Werner Steiner drei Erdschollen auf, warf sie über unsere Köpfe weg und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Fromme, treue und liebe Eidgenossen, hier soll unser Kirchhof sein!“ Das war noch ein frömmerer Mann als sein Bub, der

Werner, der abtrünnige Pfaff, der zum Zwingli nach Zürich hinüber gelaufen ist und sich verheiratet hat. Gleich beim ersten Anprall kriegte ich von einem Reiter den Hieb quer über meinen Schädel. — Da wäre der Spruch meiner Mutter schier wahr geworden.“

So erzählte der alte Kriegsgesell; da stürzte plötzlich die Wirtin mit verzweifelnder Gebärde herein: „Daß sich Gott erbarme! Krieg, Hungersnot, Pestilenz werden wir noch erleben. Da schaut einmal zum Fenster hinaus!“ Hiermit riß sie den Laden auf. Die Männer eilten herbei und sahen mit Grausen einen flammenden Kometen am westlichen Himmel.

„Es ist der leibhaftige Gottseibeius“, rief der alte Wunibald sich bekreuzend. „Ich hab's von einem fahrenden Schüler. Die Kometen werden im höllischen Feuer glühend gemacht und vom Teufel selber an den Himmel gehängt.“

„Das glaub' ich Euch nicht, Wunibald“, sagte einer der Gesellen; „aber Krieg und Pestilenz mögen sie wohl bringen; das soll wahr sein.“

„Soll es etwa nochmals gegen die Züricher losgehen?“ fragte ein anderer.

„Um, kann wohl sein“, entgegnete ein junger Fischer. „Mit dem Landfrieden nehmen sie es nicht so genau.“

„Meint Ihr die Unsern oder die andern?“ forschte ein stämmiger Burche. „Je nun“, erwiderte der Gefragte, „die Schuld wird wohl auf beiden Seiten sein. Man munkelt ja von einem neuen Bündnisse zwischen unseren gestrengen Herren und Papst und Kaiser.“

„So“, brummte der alte Wunibald, „und der gemeine Mann soll die Suppe wiederum ausessen, die uns die hochweisen Herren einbrocken —“

Aber mit einem ängstlichen Blicke auf Wolfgang, der alles ruhig mitanhörte, fuhr die Wirtin dazwischen: „Was sind mir das für Reden! Doch jetzt muß ich die Wirtschaft schließen; da bläst der Wächter zehn Uhr — und daß ihr mir nichts gegen unsere gnädigen Herren vom Räte sagt!“

Die Männer gingen auseinander. Der feurige Komet warf noch eine Zeitlang seinen roten Schimmer über die wie im Traume gebannten Wellen des Sees; dann senkte er sich langsam hinter die westlichen Berge. In den Gassen des Städtchens wurde es stille.

Im Kolinischen Hause aber wollte der Schummer noch nicht einkehren. Der

Bannerherr ging noch lange in seinem Schlafgemache auf und ab. „Ich fürchte“, sagte er zu sich selbst, „meine Strenge hat mir das Herz Wolfgangs entfremdet. Aber ich muß die Bande zerreißen, die ihn an Zürich fesseln.“

Hedwig kniete in ihrem Kämmerchen vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete und weinte. Der Vater

hatte ihr alles gesagt. „Mutter“, flehte sie, „auch er ist ja dein Kind: laß ihn nicht verloren gehen!“

Auch Wolfgang lag lange ruhelos auf seinem Bette. Er hatte am heutigen Tage zwar nicht den ersten, wohl aber den ersten bewußten Schritt auf einem abschüssigen Pfade getan.

IV. Verstoßen

Wochen und Monate vergingen. Das neue Jahr kam und neigte sich seinem Ende zu mit mancher lauten Freude und mancher stillen Träne, hoffnungreich und zukunftsbang, wie schon so viele Jahre über diese Erde dahingegangen sind, seitdem sie von irrenden und sühnenden Menschen bewohnt wird.

Das verhängnisvolle Jahre 1531 war bereits angebrochen. Die politischen Verhältnisse der Schweiz erreichten die höchste Spannung. Der Landfrieden von 1529 hatte das Feuer der Zwietracht nicht völlig auszulöschen vermocht; es glühte unter der Asche fort. Und nun blies schon seit langem der heftige Züricher Reformator in diese Glut und schürte, daß mit jedem Augenblicke die Flamme des Krieges lichterloh empor schlagen konnte. Die katholischen Kantone bemühten sich, den Frieden zu halten: aber freilich, aufreizende Schmähreden fielen von hüben und drüben. Als dann das blutige Gespenst des Krieges immer deutlicher vor sie trat, suchten sie im Gefühle ihrer Schwäche den mächtigen reformierten Kantonen gegenüber einen Halt an Kaiser Karl V., an Papst Klemens VII. und an dem Herzoge von Mailand. Das Bündnis wurde in aller Stille angebahnt, blieb aber doch nicht so geheim, daß Zürich davon keine Kunde erhalten hätte. Das und einige Streitigkeiten in den Vogteien, welche von Zürich und den katholischen Kantonen gemeinsam verwaltet wurden, hätte beinahe den Krieg zum Ausbruche gebracht. Am guten Willen Zwinglis fehlte es wahrlich nicht; aber die gemäßigte Partei in Zürich war noch zu stark. Von einem bewaffneten Überfalle wollte man nichts hören; man beschränkte sich darauf, eine Proviantsperrre gegen die katholischen Kantone anzuordnen. Am 16. Mai 1531 wurde diese verhängt. Durch Hunger, so hoffte man, würden die Hirten willig werden; wenn nicht, so falle doch wenigstens das Gehässige des Friedensbruches

auf die Waldstätte. Die Maßregel war für die inneren Kantone, welche ihr Getreide zumeist aus Schwaben über Zürich bezogen, äußerst empfindlich und mußte das eine oder andere zur Folge haben.

Gespannt war mithin die Lage nach außen, und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Hause des Bannerherrn.

Wolfgang war auf dem betretenen Pfade weit vorangeschritten, weiter, als er von Anfang auch nur zu denken gewagt hätte; nur ein es — so meinte er wenigstens, — seinen Glauben, hielt er noch fest umschlungen. Sein Herz hatte sich mit der ganzen Glut einer Leidenschaft, die man in Fesseln schlagen will, an Agnes hingegeben und im gleichen Grade von seinem Vater losgesagt. Betrachtete er ja denselben mit Unmut als den Störer seines Glückes. Selbst seine treuliebe Schwester, erst mit ihren Bitten und Tränen, dann mit ihrem sanften, milden Wesen, war ihm als ein beständiger Vorwurf lästig und unlieb geworden.

Wie war das alles gekommen?

Kurze Zeit nach der Einladung zur Weinlese, die Wolfgang auf Befehl des Vaters ablehnen mußte, hatte er wieder ein Briefchen aus Zürich erhalten. Einige Tage darauf war der erste Schnee gefallen. Da langte der Jüngling seine Armbrust mit dem stählernen Bogen von der Wand, schnallte sich den Köcher fest und sagte zu seiner Schwester: „Hedwig, ich gehe jagen. Sei unbesorgt, wenn ich heute Abend nicht heimkehre. Ich gehe ins Lorzentobel und nach der Baarerburg und werde vielleicht in der Obermühle übernachten.“ Wolfgang hatte aber nicht gewagt, seiner Schwester bei diesen Worten in das klare Auge zu sehen.

Er ging. Im Breitholz traf er frische Spuren von Rehen, aber er beachtete sie kaum; wie er sich der Siehl näherte, sprang ein Hirsch quer über seinen Pfad, ein stolzer Zwölfender, und floh unter

den mit Schnee beladenen Ästen des Hochwaldes dahin — er setzte ihm nicht nach. Bald hatte er die Grenze des Kantons hinter sich; rüstig schritt er für- baß, und am Nachmittag stand er in Zürich vor Edlibachs Hause.

Wer schildert die Freude der alten, ehrlichen Regula! Und Agnes tat so lieb und gut und übte einen solchen Zauber auf das betörte Herz des Jünglings, daß ihm der letzte Rest besonnener Überlegung entschwand. Edlibach sah es und beschloß, das glühende Eisen zu schmieden.

Am Abend fand eine längere Unterredung zwischen Wolfgang und dem Patrizier statt, in welcher der Jüngling förmlich um Agnesens Hand anhielt. Je wärmer aber Wolfgang sprach, desto kühler und besonnener antwortete der Züricher. Der Patrizier setzte ihm auseinander, wie es allerdings eine Zeit gegeben habe, in welcher es sein Wunsch gewesen wäre, Agnes dem Sohne seines Freundes zu vermählen; — dank dem Starrsinne des alten Kolin sei aber diese Zeit vorüber. Dann fragte er, ob sein Vater überhaupt jemals einwilligen werde, daß er eine Zwinglianerin eheliche. Wolfgang mußte es verneinen. „Aber sie wird meinem Vater eine liebe Schwiegertochter sein“, sagte er, „wenn sie zum alten Glauben zurückkehrt, und dem steht ja nichts im Wege, falls sie mit mir nach Zug hinüberzieht.“

„Ich will dir einen andern Vorschlag machen“, sagte der Patrizier. „Statt daß meine Tochter zu euch nach Zug gehe, lade ich dich ein, daß du zu uns nach Zürich übersiedelst und den reformierten Glauben annehmest — willst du?“

„Edlibach, Edlibach!“ rief der Jüngling, „führt mich nicht so in Versuchung! Alles will ich für eure Agnes tun, aber laßt mich bei meinem Glauben.“

Der Rathsherr schien bewegt. „Es sei“, sagte er nach einer Pause. „Behalte einstweilen deinen Glauben. Aber eine andere Bedingung will ich dir stellen; wenn du sie erfüllst, so mag Agnes mit dir nach Zug gehen.“ Und er erzählte dem Jünglinge, daß die Waldstätte schon wieder auf Bruch des Landfriedens sännen. Zürich sei wohl berichtet, daß es sich abermals um einen Bund gegen das evangelische Wesen, und zwar diesmal mit Kaiser und Papst, handle. Wolfgang müsse sich diesen bundesbrüchigen Unterfangen entschlossen widersehen; er solle mehr auf das Wohl der Schweiz

als auf das Urtheil seines Vaters geben.

Dann zog der Patrizier ein Papier aus einer Truhe hervor und las ihm eine Reihe von Namen. „Die alle“, schloß er, „und wohl noch mehr, sind mit dem zehnten Regimente in Zug unzufrieden. Sammle sie im stillen um dich, vermehre ihre Zahl, zwinge eure Räte im entscheidenden Augenblicke, den wir bezeichnen werden, den Landfrieden zu halten, und rette so das Vaterland. Dann soll Agnes dein sein.“

So sprach der schlaue Mann, und der Jüngling sagte „Ja und Amen.“ Hätte er das seine Lächeln verstanden, das die Lippen des Patriziers umspielte, als sie zur Bekräftigung die Hände ineinander legten — Wolfgang würde sich, seinem biederem Vater und seiner treuen Schwester manche schwere Stunde erspart haben. So aber hat die Leidenschaft sein Auge geblendet.

Von dem Tage an war Wolfgang ein anderer. Die giftige Pflanze unseliger Abneigung gegen seinen Vater, in dem er den Feind seiner Wünsche und seiner Heimat erblickte, trieb ihre Wurzeln immer tiefer in sein im Zauberbanne der Leidenschaft schmachtendes Herz. Er schritt zur Durchführung des mit Edlibach besprochenen Planes. An Freunden der Reformation fehlte es nicht. Gleich im Anfange predigten drei Geistliche, Bartholomäus Stocker, Werner Steiner und Jodokus Müller, ebenso heiratslustig wie Zwingli, die neue Lehre vom lautern Gotteswort. Der Rat verwies sie aus Stadt und Amt, und als ihre Anhänger ihnen zur Predigt nach Kappel und an den Züricher See nachliefen, kam ein strenges Ratsverbot. Das eine wie das andere hatte böses Blut gemacht, und der Unzufriedenen gab es in der Sat nicht wenige.

Unter den von Edlibach genannten befanden sich auch fast sämtliche Gesellen, die Wolfgang an jenem Abend in der Fischerstube getroffen hatte. Er besuchte nun häufiger diese Schenke, war freundlich und leutselig, ließ auch manche Kanne auf seine Kosten aus dem Keller holen, sang ein fröhliches Lied und strich die Weisheit und Macht der Herren von Zürich heraus. Das wirkte: bald fielen bissige Reden gegen die regierende Partei, und wie es doch besser wäre, sich dem allzeit mächtigen und reichen Zürich anzuschließen als den armen Hirten der Urkantone. So legte eines Abends der alte Wunibald los, und als der Sohn des Bannerherrn diese Rede nicht krumm

nahm, brach das Eis völlig. Es war nun Wolfgangs Sache, die entfesselten Wogen dem gewollten Ziele zuzulenken. Der junge Patriot tat es nicht ungeschickt, indem er seine politische Ansicht darlegte: Festhalten vor allem am Landfrieden und kein Bündnis mit dem Auslande. Die Sache hat ihr Verlockendes, und Wolfgang beschloß bei der nächsten Landgemeinde den Sturmangriff gegen die Ansicht seines Vaters zu wagen. Da kam plötzlich die Proviantsperrung und vernichtete seine Hoffnung. Die Berechnung Zürichs, so das Volk der katholischen Kantone gegen seine Obrigkeiten zu heizen, schlug nämlich ganz fehl; der Unwille richtete sich vielmehr gegen die Urheber dieser verhassten Maßregel.

Wolfgang eilte unter einem Vorwande nach Zürich, um mit Edlibach Rücksprache zu nehmen. „Alles war im besten Gange“, sagte der Jüngling unmutig; „ich setze meinen Kopf, die Kantone hätten es nicht gewagt, den Landfrieden zu brechen, und nun kommt Ihr mit dieser unseligen Sperre und treibt die Leute zum Krieg.“

Der Patrizier suchte die Achseln, sagte aber nicht, daß ja der Krieg es gerade sei, was das übermütige Zürich wolle. Man müsse das mögliche tun, um großes Blutvergießen zu verhüten, erklärte er Wolfgang, und dazu sei es nötig, daß Zürich von den Absichten der Kantone genau unterrichtet werde.

Agnes sah Wolfgang damals nicht; sie hatte mit viel fröhlichem Volke eine Meisfahrt nach Baden gemacht; der Junfer Frei war mit ihr. So hatte ihm die alte Regula erzählt. Das verdross ihn nicht wenig, aber spornete ihn auch an, nach Edlibachs Willen zu handeln; übrigens mißtraute er dem Patrizier keinen Augenblick.

In den letzten Wochen des Herbstmonats erreichte die Spannung zwischen Zürich und den Kantonen ihren Höhepunkt. Fast Tag für Tag waren die Abgeordneten auf Tagsatzungen zusammen. Man hoffte, das mächtige Bern von dem unbilligen Vorgehen Zürichs überzeugen zu können. Dann hieß es wieder, der König von Frankreich wolle vermitteln. Inzwischen wurde die Proviantsperrung immer drückender.

Da versammelten sich am 9. Weinmonat zum letzten Mal die Boten der katholischen Kantone auf einem Tage zu Brunnen. Feierlich wurden die alten Bundesbriefe verlesen. Dann erhob sich

der Vorsitzende, Landammann Gilg Richmuth von Schwyz, und fragte die Gesandten auf ihren Eid, was Rechtens sei. Einhellig wurde der Beschluß gefaßt, die Waffen zu ergreifen, mit männlicher Tat den alten Glauben zu schirmen und so entweder mit Gott zu siegen oder für ihn zu sterben. Auf die Hilfe des Kaisers, der ferne in Brabant weile, könne man nicht warten. Der Papst hatte ihnen zum Beweise seines guten Willens zweihundert welsche Büchsenhüzen geschickt.

Am Abende desselben Tages saßen Wolfgang und Hedwig zur Zeit der Dämmerung im traulichen Gespräche zusammen. Der Jüngling war herzlich und brüderlich, wie er seit Jahr und Tag gegen seine gute Schwester nicht gewesen. Hedwig hatte es verstanden, Saiten anzuschlagen, die mit einem milden und doch erschütternden Klange in der Brust des Bruders widerhallten; die ganze Jugendzeit mit ihren unschuldigen Freuden war in einzelnen Bildern vor seine Seele getreten. Sie hatte ihm von dem Tage der ersten heiligen Kommunion erzählt und ihn an das Verschen erinnert, dessen erste Zeilen ihm die selige Mutter, auf ein Band gestickt, zum Andenken gab. Es lautete:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein:
O Jesu, Gott und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin bei dir —
Daß es so bleibe für und für!
Du bist die Rebe, durch die ich lebe
Und so nur süße Früchte gebe.
Du bist die Ahren, so mich ernähren,
Daß ewig meine Wonnen währen.“

Dann kam Hedwig auf die erschütternde Stunde zu sprechen, da ihre liebe Mutter von einem plötzlichen Krankheitsfalle ihnen entzissen wurde. „Erinnerst du dich, lieber Wolfgang, wie der Vater uns weinend dort in die Kammer hinein an ihr Sterbebett führte; wie wir niederknieten und die liebe, gute Mutter mit Weihwasser uns das heilige Kreuz auf Stirne, Mund und Brust zeichnete; wie sie uns sagte, sie gehe nun in den Himmel, die liebe Mutter Gottes werde in Zukunft unsere Mutter sein, und wie wir ihr versprechen mußten, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne zur ihr im Gebete unsere Zuflucht zu nehmen? Du warst damals etwa zwölf Jahre alt und gingst bald darauf nach Zürich: hast du dieses Versprechen auch gehalten?“

„Ja, Hedwig, ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht zu Maria gebetet hätte“, sagte der Bruder.

„Gott sei Dank!“ rief das Mädchen. „Ach, Wolfgang, du weißt nicht, was ich deinetwegen schon ausgestanden. Du bist so kalt gegen den Vater; — glaube nur, er fühlt es und fühlt es tief, auch wenn er den Schmerz in seiner Brust verschlossen hält. Neulich fand ich ihn hier, wie er vor dem Kreuze betete und weinte, und es war deinetwegen. Und dann munkeln die Leute allerlei; es sollen Zusammentünfte in der Fischerstube stattfinden, wo alle zwinglich Gesinnten zusammentreffen, und du seiest auch dabei.“

„Laß dir das Gerede der Leute nichts kümmern, Hedwig! Und was den Vater angeht, was kann ich dafür, daß er — Doch wer pocht so heftig an die Haustür?“

Hedwig war bereits an das Fenster geeilt und rief: „Es ist der Vater!“ Es war in der Tat Kolin. Erschöpft von dem scharfen Ritte, trat er in die Stube und ließ sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf den Stuhl nieder, den ihm sein liebes Töchterlein mit slinker Hand herbeirückte.

„Hedwig, bist du bereit, Gäste aufzunehmen?“ fragte er. „Die Banner unserer katholischen Freunde werden morgen hier eintreffen, und da wird unser Haus und das Städtchen übertoll werden.“

„Die Banner hier — wozu?“ fragte Wolfgang betroffen.

„Es gilt den Kampf für unsern Glauben und unsere Unabhängigkeit“, antwortete der Bannerherr. „Morgen früh wirst du gewappnet mit ausziehen.“

„Also offener Landesfriedensbruch! Ich ziehe nicht mit aus“, lautete die rasche Antwort des Sohnes.

Sprachlos schaute ihn der Vater einen Augenblick an; dann scholl seine Stirn-ader, und wie Wetterleuchten zuckte es aus seinen Augen. Hedwig sah den Ausbruch des väterlichen Zornes und wollte ihn beschwichtigen. Aber Kolin sagte: „Sei still, Kind, und laß mich mit dem da allein.“ Die Schwester warf beim Weggehen einen bittenden Blick auf den Bruder; er wurde aber nicht beachtet.

„Du willst nicht mit uns ausziehen“, hob der Bannerherr wieder an, „für unsern alten Glauben und unser gutes Recht? Du willst dich also offen auf die Seite der Vaterlandsverräter stellen?“

Der Jüngling erwiderte trozig: „Nicht ich bin ein Verräter; nicht ich habe die Schweiz an Kaiser und Papst verraten!“

„Schweige, Knabe!“ rief der Vater zitternd vor Aufregung. „Du wirst mich nicht belehren wollen, was einem biedern Schweizer ziemt, du, der du um eines Mädchens willen deinen Vater und dein Land, deinen Glauben und deine Ehre verlassen hast! — Doch es ist gut, daß es zwischen uns klar wird. Es hing schon lange wie eine Wetterwolke über uns — aber daß es so sich entladen werde, hatte ich doch nicht geglaubt. Du willst also nicht mit ausziehen?“

„Nein.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ja — aber hör, Vater —“

„Nenne mich nicht mehr Vater! Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Ein Verräter an seinem Lande und an seinem Glauben kann mein Sohn nicht sein. — Gehe mir aus den Augen! Verlasse Zug und sage es drüben Eblibachs Tochter, sie habe einen Verräter aus dir gemacht; sage ihr, über mein Grab hinweg seiest du ihr nachgelaufen. Gott, o Gott! Diese Schande werde ich nicht überleben!“

Aberwältigt von seinem Schmerze, sank er auf den Stuhl nieder. Wolfgang erschraf; er meinte, seinem Vater sei ein Unfall zugestoßen, und wollte ihm helfen. Aber der Vater stieß ihn entriistet von sich mit den Worten: „Verlasse mein Haus und komme mir nicht mehr unter die Augen!“

Der Jüngling wandte zur Tür hinaus. Auf der Schwelle begegnete er Hedwig. Aber es war ihm unmöglich, ihr zu antworten; krampfhaft drückte er ihr die Hand, riß sich los und stürzte hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Hedwig wußte nicht, wie ihr geschah. Sie eilte in die Stube und fand dort den Vater in Tränen vor dem Kreuze. „Um des Himmels willen, was hat es gegeben?“ rief sie mit zitternder Stimme.

„Komm, Hedwig, knie mit mir nieder; du hast keinen Bruder mehr, ich keinen Sohn mehr.“

„Vater, Vater! Ihr stießt den Wandenden von euch und treibt ihn mit Gewalt hinüber nach Zürich; was soll aus seiner Seele werden?“

„Er hat den Glauben verleugnet“, sagte zitternd vor Aufregung der Bannerherr.

„Nein, das hat er nicht“, rief das Mädchen, „dafür bürgte ich! Nur seine politischen Anschauungen sind irregeleitet. Er darf nicht so nach Zürich

hinüber, sonst freilich ist alles zu fürchten. Ruft ihn zurück!“

„Ich kann nicht; er weigert sich, mit auszugehen, und so würde ich geködigt sein, ihn als Fahnenflüchtling zu behandeln.“

„O lieber will ich ihn im Surme wissen als jetzt in Zürich; so bekommt er Zeit zur Besinnung, und eine Strafe hat er schon verdient“, rief Hedwig entschlossen.

„Du hast recht, Mädchen“, antwortete der Vater und eilte fort, dem Baarertore zu.

Dort rief er aus der Torstube einen der Stadtknecht und fragte ihn, ob sein Sohn hier durch sei. Es wurde verneint. Dann zog er den Wächter in den Schatten des Torweges und redete leise mit ihm. „Habt Ihr mich verstanden?“ schloß er, „Ihr sollt jeder einen Kronentaler erhalten, wenn alles wohl und im geheimen ausgeführt wird.“

„Soll alles nach Wunsch des gestrengen Herrn geschehen — aber wo sollen wir den jungen Herrn hinlegen?“

„Da hinauf“, sagte Kolin, auf den Torturm zeigend, „in die Kammer unter dem Uhrwerke. Der alte Wunibald mag ihn verpflegen. — Es soll ihm nicht hart gehen; nur seine Freiheit muß er ein paar Tage entbehren.“

Der Bannerherr ging, und der Wächter trat in die Torstube, um seinen Gesellen den Auftrag mitzuteilen.

Eine Viertelstunde später kam Wolfgang des Weges. Nachdem ihn sein Vater verstoßen hatte, war er wie betäubt durch einige Gassen geirrt. Auf einmal

fand er sich, er wußte nicht wie, vor der Fischerstube. Es ging drinnen noch laut her, und er hörte bekannte Stimmen. Einen Augenblick kam ihm der verzweifelte Gedanke, die Gesellen zum offenen Aufruhr aufzufordern; aber er fühlte sofort das Wahnsinnige eines solchen Unterfangens. Was sollte er tun? Es wurde ihm klar: nur zwei Wege lagen ihm offen — entweder zurück zu den Füßen seines Vaters oder vorwärts, fort für immer. Die Leidenschaft entschied für letzteres.

„Meister Michell! schließt mir das Pförtchen auf“, sagte Wolfgang, an die Torstube pochend.

„Seid Ihr es, Herr Kolin?“ rief der Gerufene, „werde gleich kommen — jetzt seid flink zur Hand“, sagte der Torwart dann zu den Gesellen.

Der Wächter kam mit dem Schlüsselbunde; aber wie er sich anschickte, die Querbölzer zurückzuschieben, fühlte sich der Jüngling plötzlich von sehnigen Armen umschlungen, und ein Tuch, auf den Mund gepreßt, benahm ihm Stimme und Atem. Der Wächter öffnete statt der Torpforte die Turmtür, und der Gefangene wurde die Wendeltreppe hinauf mehr getragen als gedrängt. In der Turmkammer nahm man ihm das Tuch von dem Munde.

„Wer hat euch das Recht gegeben, mich zu verhaften?“ rief bebend vor Zorn der Jüngling.

„Ereifere sich der junge Herr nur nicht“, war die Antwort, — „sein gnädiger Herr Vater!“

(Fortsetzung folgt).

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die Lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.
